

Das 2. Grosse Suchterfinden

Autor(en): **Gassmann, Raphael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **SuchtMagazin**

Band (Jahr): **44 (2018)**

Heft 2

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832337>

Nutzungsbedingungen

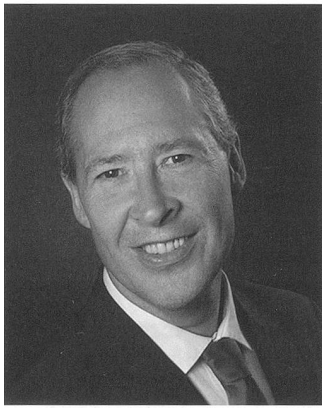
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Glosse

Das 2. Grosse Suchterfinden

Das 1. Grosse Suchterfinden der Moderne war ganz eindeutig ein Phänomen der ja nicht nur in Stilfragen etwas unsicheren 1980er-Jahre. Und so wurde, im selben Atemzug etwa mit «Liebessucht», die «Fernsehsucht» diskutiert, ergänzt durch «Videofilmsucht» und «Videospielesucht». Und selbstverständlich rief man auch vor drei Jahrzehnten die «Computersucht» als Teil der sog. Neuen Süchte aus. Doch zunächst zur «Fernsehsucht»: Die durchschnittliche Fernsehdauer aller Personen ab 14 Jahren stieg in Deutschland bis 1990 kontinuierlich auf 135 Minuten/Tag. «Besorgniserregend» nannte man eine solche Entwicklung schon damals gem. 2017 betrug die durchschnittliche Fernsehdauer in derselben Gruppe 208 Minuten. Doch trotz dieser eigentlich noch besorgniserregenderen Steigerung um satte 50 Prozent hat sich jede Debatte über «Fernsehsucht» längst erledigt – und die entsprechende Besorgnis gleich mit.

Um das Jahr 2000 wurde die private Handynutzung zum Massenphänomen. Und auf dem Fusse folgte die «SMS-Sucht» ebenso absehbar wie schon der vorausgegangenen Verbreitung des PC in den 80ern die «Computer(programmier)sucht». Die DHS jedenfalls erreichten Anfragen engagierter Psychotherapeuten, die als entsprechende Therapieeinrichtung empfohlen werden wollten. Kurz zuvor wurde übrigens schon die beginnende Verbreitung des Internets mit einer «E-Mail-Sucht» orchestriert.

All das ist inzwischen Schnee von gestern bis vorgestern. Heute besorgt der mediale, soziale und ökonomische Siegeszug des Internets die volle Fokussierung des nun schon 2. Grossen Suchterfindens auf diesen aktuellen Megatrend. Fernsehen? Videos? Handys? Alles keine Suchtthemen mehr. Heute sprechen Suchtforscher von Internetbasiertem Suchtverhalten, Internetsuchtstörungen, Internetabhängigkeit bzw. Internet Addiction; durcheinander, synonym, mal so, mal so. Und sie meinen, Internetsexsucht, Internetpornografiesucht, Onlinesexabhängigkeit, Onlinekaufsucht bzw. Internetshoppingsucht, Streamingsucht und Netflixsucht, Virtual Reality Addiction oder etwa Soziale Mediensucht zu erkennen. Allesamt den geltenden Diagnosemanualen unbekannt. Und Datengrundlagen? Auch Fehlanzeige.

Von den AkteurInnen selbst wie auch von therapeutischer Seite wird zudem eingeräumt, dass die zentralen Suchtkriterien «Toleranzentwicklung» und «Entzugeserscheinungen» bei all dem mal so, mal so Benannten offenbar nicht auftraten. Und «echten» Rausch (nehmen wir als Kriterium etwa den starken Indikator der Fahruntauglichkeit) erzeugt all das auch nicht. Doch selbstverständlich werden bildgebende Verfahren ähnliche Hirnaktivitäten etwa im Alkoholrausch und im «Onlinekaufrausch» zeigen. Ja und, möchte man da fragen, das ist alles? Im selben Sektor wird's auch bunt beim Händewaschen, dessen pathologische Ausformung (vulgo «Waschzwang») vorausgesetzt.

Und so gelangen wir zum Basisirrtum des Herrn von Gebtsattel, seit 1954 quasi Urvater allen Suchterfindens. Der formulierte forsch, dass «jede Richtung menschlichen Interesses süchtig entarten» könne. Und verwechselte dabei in postfaschistischer Diktion Pathologien und Süchte. Vor der Folie seines phänomenologischen Blankoschecks ist so ziemlich jedes selbstschädigende Verhalten mit einigen diagnostischen Hilfsanalogien leichter Hand zur «Sucht» erklärbar. Erstaunlich übrigens, dass dieser Trend gegenwärtig nicht zuletzt einer Wissenschaftscommunity entspringt, die zugleich die Stigmatisierung des Süchtigen beklagt. Man unternähme derart die Stigmatisierung des Pathologischen über den Suchtweg.

Doch zurück zur Sache. Das umgangssprachlich «Alkoholsucht» bezeichnete Phänomen ist bekannt, eine etwaige «Gaststättenabhängigkeit» aber haben bislang selbst nicht die kreativsten Köpfe vorgeschlagen. Hier leuchtet ein: Das Problem ist der Schnaps und nicht die Schänke. Dass dennoch das Medium Internet jetzt als «Suchtstoff» missverstanden wird, scheint dem Eindruck seiner im Wortsinne epochalen Bedeutung geschuldet (vgl. die «Computersucht» des 1. Grossen Suchterfindens). Absehbar also, dass «Internetabhängigkeit» und «Onlinesexsucht» dem nächsten sozial-medialen Megatrend weichen, wie sie die vorausgehenden ablösen.

Demgemäss haben wir soziale Prozesse in umfassenden gesellschaftlichen Neuerungsphasen zu verhandeln. Biopsychologische Ansätze bieten hierzu kein passendes Instrument. Symptombezogen diagnostizieren sie wechselnde gesellschaftliche Konsumphänomene als Hauptproblem, die doch in ihrer exzessiven und selbstschädigenden Form häufig Begleiter seelischer Erkrankungen sind.

Und bis sich die Wogen des 2. vor dem nächsten Grossen Suchterfinden glätten, dürfen wir vielleicht noch die Propagierung einer «Internetalkoholkaufsucht» bestaunen. Tritt selten allein auf, sondern meist im besonders riskanten Mischkonsum mit «Streamingsucht» und vor allem «Sozialer Mediensucht». Oder wie immer man das schreibt.

Raphael Gassmann

Geschäftsführer, Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen e.V. DHS